



„Ich bin ein Berliner. Das sieht leider nicht jeder so.“ Otu Tetteh.

Foto: Thilo Rückels

Vier Jahrzehnte Zwischenstopp

Otu Tetteh hat einen Film über die Rückkehr seines Vaters nach Ghana gedreht

VON PHILIPP LICHTERBECK

Manchmal wird aus einem Zwischenstopp ein ganzes Leben. Der 25-jährige Benjamin Tetteh landet 1966 in Berlin-Tegel. Er kommt aus Beirut und will weiter nach Liberia, sein Heimatland. Aber er hört, dass man in Berlin ein seltsames Fachstudieren kann. Es soll eine Kombination aus Mathematik und Zeichnen sein, sie nennen es Architektur. Tetteh ist fasziniert, lässt die Maschine nach Monrovia sausen und schreibt sich an der TU ein. All das geht ganz schnell. Er verliebt sich in eine Kommilitonin, heiratet, beendet sein Studium, bekommt zwei Söhne.

Und fühlt sich doch nie zu Hause in Deutschland, jedes Jahr plant er die Rückkehr nach Liberia. Tettehs Frau Gisela ist einverstanden, Afrika ist der Kontinent ihrer Träume. Aber jedes Jahr kommt etwas dazwischen, die Kinder, die Doktorarbeit, Kriege. „Und oft sind es nur Ausreden, die so überzeugend sind, dass mein Vater sie selbst glaubt“, sagt Otu Tetteh. Der 32-jährige Schauspieler und Filmemacher ist der jüngere Sohn des deutsch-liberianischen Ehepaars.

Vergangenes Jahr erträgt er die Depression seines Vaters nicht mehr: Er überredet ihn, mit nach Ghana zu fliegen, wo ein Großteil der Tettehs wohnt. Er stürzt sich in Unkosten, ersteigert eine Digitalkamera bei Ebay und filmt „das Abenteuer“, wie er die Reise nennt. Benjamin Tetteh sieht seine Familie nach fast vier Jahrzehnten wieder. Für Otu ist es das erste Zusammentreffen mit der afrikanischen Verwandtschaft. Seinen Dokumentarfilm nennt Tetteh „Papa Afrika – On the Road to the Roots“. Er läuft beim 20. „Black International Cinema“, dem schwarzen Filmfestival in Berlin.

Otu Tetteh wohnt und arbeitet in einer dunklen Hochparterrewohnung in Charlottenburg. Im Flur hängt eine bunte Collage aus Eintrittskarten zu fast allen Berliner Reggae-Konzerten der letzten 15 Jahre. Neben dem Schnittcomputer liegt das Buch „Schwarze Teufel, edle Mohren – Afrikaner in Bewusstsein und Geschichte der Deutschen“. Seit seinem achten Lebensjahr ist Tetteh Schauspieler. Seine erste Rolle hatte er in dem Kinderfilm „Konrad aus der Konservendose“. Später hat er auch mit „Otto“ gedreht. „Sonst war ich entweder der Alibi-Neger oder wurde als ausländischer Drogenhändler besetzt. So sieht man schwarze Männer in Deutschland.“ Tetteh ist schlank, fast zierlich. Er trägt eine schwarze Kunststoffbrille, seine fei-

nen Gesichtszüge überzieht immer wieder ein gewinnendes Lachen.

Als Filmemacher ist der Mann Autodidakt. Dennoch schaffte er es mit seinem ersten Kurzfilm „dess or alai“ ins Panorama der Berlinale 2003. In dem 15-Minüter zeigt er mit Beats und schnellen Schnitten, wie ein Ausländer einer Bande Nazis entkommt. Ob seine Hautfarbe ihn auf Themen festlegt? „Ich kann am besten von dem erzählen, was ich erlebt habe“, sagt Tetteh. „Ich bin Berliner. Aber das sieht leider nicht jeder so. Dafür kann ich auch nichts. Afrika kannte ich nur aus den Erzählungen meines Vaters.“

Tetteh ist noch im Nachhinein die Faszination für den väterlichen Kontinent anzumerken. „Das bunte Gewusel, die Musik, die Freundlichkeit, die dich schon am Flughafen empfangen. Es ist, als ob du

„Im Norden bin ich zu dunkel, im Süden zu hell.“

auf einem anderen Planeten landest.“

Leider verlässt auch Tettehs Film nicht das Stadium des Staunens. Es ist ein besserer, ein poetischer Urlaubsfilm geworden. Man sitzt auf der Terrasse oder im Fuß-

ballstadion (Ghana – Somalia 5:0). Tetteh hat zwar ein großes Gefühl für Rhythmus. Doch er hat es versäumt, einen Spannungsbogen aufzubauen. Sein Film formuliert keine Frage, auf deren Beantwortung er zuläuft. Am fesselndsten sind noch die Momente, in denen Tetteh erzählt, wie es ihm als schwarzem Berliner in Afrika geht. „Im Norden zu dunkel, im Süden zu hell“, fasst er die Erfahrung zusammen. „Manchmal sind Kinder in Ghana vor mir weggerannt, weil ich in ihren Augen sehr hellhäutig bin.“

Doch über seinen Vater, den eigentlichen Protagonisten des Films, erfährt der Zuschauer nur wenig. Benjamin Tetteh ist ein verschlossener, ängstlicher Mann. Warum ist er nicht früher schon nach Afrika zurückgekehrt? Freut er sich wieder auf Berlin? Leider konfrontiert der Sohn den Vater nicht mit derlei Fragen. „Ich wollte meinem Vater nicht die Hosen runterziehen. Er musste sich ja erst wieder an Afrika gewöhnen. Fast vier Jahrzehnte Deutschland haben ihn mehr verändert, als er dachte.“

— Black International Filmfestival: 5. bis 8. Mai in der Kurbel, Giesebrechtstraße 4 in Charlottenburg. „Papa Afrika“ läuft am 5. Mai um 22.30 Uhr.

Böse Fallen

Bis Sonntag in Berlin:

Das XX. Black-International-Cinema-Festival

Black experience? Das ist das hier im täglichen Leben.« Die Autorin Asher Hoyles zeigt auf ihr Handgelenk. Sie meint ihre schwarze Hautfarbe. Eine der Szenen aus dem Interviewfilm »500 years later« von Owen 'Alik Shahadah. »Schwarz« zu sein bedeutet, einem klassifizierenden Blick ausgesetzt zu sein. Die Klassifikation verändert dabei die Klassifizierten wie die Klassifizierenden. Sie erzeugt einen Zwang, »anders« zu sein, genauso wie den Zwang, darauf zu reagieren. Dies ist kein Problem der individuellen Psychologie, Moral oder Toleranz, man kann sich nicht so leicht herausreden.

Rassismus ist einer der handfesten indirekten Beweise dafür, daß »Diskurs« nicht irgendein Blabla ist, sondern eine institutionelle Praxis mit sehr konkreten Auswirkungen. Die »Rasse«, man ist schon müde, es zu wiederholen, muß immer wieder neu institutionell »erfunden« werden, um die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu legitimieren und zu reproduzieren (das, und nicht wie noch der junge Marx meinte, nur die simple »Verblendung«, ist der Sinn von »Ideologie«).

»Geschichte« ist dann u. a. das, was uns jene traurigen wie auch mitunter bizarren Fabeln der Versessenheit der Institutionen auf Klassifikation erzählen. Niemand darf entkommen. Die Geschichte der Versklavung Schwarzafrikas ist dafür ein Musterbeispiel. Und diese Geschichte ist nicht vorbei. »500 years of slavery«, wie der Reggae-Sänger Burning Spear mal geklagt hat. Beispielsweise bedeutet »Afro-Amerikaner« zu sein, sich als Nachkomme von

Sklaven definieren zu müssen. Wie LeRoi Jones/Amiri Baraka, der nebenbei in dem Film eines seiner wutgeladenen, höhnischen Gedichte vorliest, es 1963 in seinem Buch »Blues People« formulierte »A freed Negro, and there were quite a few of them before the so-called emancipation, would always remain an ex-slave. Otherwise, what was he doing in this country?« (»Ein befreiter »Neger« – und davon gab es auch vor der sogenannten Emanzipation schon eine ganze Menge – würde somit immer ein ehemaliger Sklave bleiben. Was hätte er ansonsten in diesem Land verloren?«).

Daher auch die Zweischneidigkeit der Frage von Malcolm X »Fragt euch, was ist eure Geschichte?« und die Geschichtsbegeisterung von »schwarzem Nationalismus« und Panafrikanismus. Als »Afrikaner« ist man der Nachfahre von Königen und nicht von Sklaven.

Daran angeschlossen ist das Problem des Unterschieds zwischen dem prämodernen afrikanischen/arabischen Sklavenhandel und dem modernen europäischen genauso wie die ewigen Diskussionen um »kulturelle Identität«. Was aber in den 60ern und frühen 70ern notwendig erschien, wirkt inzwischen, un-

ter leicht anderen Verhältnissen, sehr verloren. Leider fällt auch dem Film nichts anderes ein als die Wiederholung dieses Geschichtsbildes und seiner Schlagwörter (die mächtigen Pyramiden, die afrikanischen Königreiche usw.).

In diesem Zusammenhang steht – auch für den Film – die in den USA schon eine Weile geführte Diskussion um Reparationszahlungen für die Nachfahren der in die Sklaverei Verschleppten. Diese Diskussion berührt unlösbare Probleme: Wer ist überhaupt juristisch verantwortlich zu machen, wer kann als Kläger auftreten, um welche ungeheure Summe soll es gehen? In diesem Sinne ist die Diskussion eine rein politische. Grundsätzliche gesellschaftliche Veränderung ist die einzig angemessene Form der Reparation. Im gegebenen Rahmen wird es keine geben können.

Unglücklicherweise taucht im Zuge dieser Problematiken immer wieder eine fatale Analogie auf. Der Vergleich mit dem Holocaust, etwa im Sinne von »Niemand macht die Juden für den Holocaust verantwortlich, nur die Afrikaner sollen mitverantwortlich für die Sklaverei sein.« Das Bestreiten der Singularität

des Holocaust ist von jeher vor allem das Argument der Ultrareaktionären und Verwirrten. Eine weitere Konkurrenz der Opfer zu eröffnen, ist eine böse politische Falle. Die »Konkurrenz« der Rassismen erzeugt nur noch immer mehr Rassismus. Ähnlich der europäischen Restlinken lassen auch die Überreste des »schwarzen Nationalismus« in dieser Hinsicht kaum ein Fettnäpfchen aus. Man fragt sich verzweifelt, warum das immer so sein muß.

»500 years later« war der Eröffnungsfilm des XX. Black-International-Cinema-Festivals, das noch bis Sonntag in Berlin stattfindet. Das Jubiläum ist ein schönes Zeichen des Durchhaltens (ohne Budget, ohne Sponsoren und ohne Kulturreferenten, die den Daumen draufhalten) und ein Anlaß mehr, die Aktivitäten des Festivals, das sich noch nie auf das Zeigen von Filmen beschränkt hatte, weiter zu vervielfältigen. Mit dem Festival assoziiert sind etwa ein Förderprogramm für schwarze Musiker und Komponisten im Bereich der »E-Musik« und eine europaweite Distributionsfirma für Filme und DVDs.

Um den, wie Festivalleiter Donald Griffith gerne (halbironisch) sagt, interdisziplinären Charakter des Festivals zu unterstreichen, eröffnete es dieses Jahr mit einer kurzen Modenschau einer Kollektion britischer Designer. Einmal mehr rettet die Mode uns alle, für den Augenblick. Denn die Mode ist ja jenes komische Phänomen, das, ganz selbstgefällig, die traurige, alte, vor allem ziemlich unhintergehbare Geschichte immer wieder aufzufressen hat.

Peer Schmitt

Neues Deutschland

www.nd-online.de • 60. Jahrgang/Nr. 103 • Berlin-Ausgabe • 1,15 €

Sozialistische Tageszeitung

Mittwoch, 4. Mai 2005

Berlin-Kultur ■ 19

Randgruppen im Blick

50 Filme beim Black International Cinema

Von Matthias Busse

Die Künstlergruppe Fountainhead Tanz Theatre veranstaltet von Donnerstag bis Sonntag das 20. Black International Cinema Berlin. »Schwarz« beziehe sich weniger auf die Hautfarbe als auf Randgruppen jeglicher Herkunft, beschreibt Festival-Sprecherin Marion Kramer die inhaltliche Ausrichtung der ausgewählten etwa 50 Filmbeiträge aus zwölf Ländern im Kino »Die Kurbel«, Giesebrechtstraße 4, Charlottenburg.

Ziel der Veranstalter ist, »dem Berliner, dem europäischen und internationalen Publikum mit anregenden, kenntnisreichen und künstlerischen Ausdrücken der Demokratie zu dienen«. Bereits das gut zweistündige Eröffnungspro-

gramm am Donnerstag um 20 Uhr zeigt, wo es hingehet. Es sind überwiegend brandneue Independent-Kurzfilme in Originalsprache zu sehen, die teils englisch Untertitelt sind. Die Regisseure sind oftmals selbst Emigranten.

Sergej Kreso, ein bosnischer Filmmacher, drehte im niederländischen Roermond seine Symphonie für einen Straßenmusiker. Der 22-minütige Film handelt von einem Künstler, der Soloflötist im Sinfonieorchester von Sarajewo war. Ihn trieb die Flucht vor dem Krieg auf den Platz der fremden Kleinstadt, auf dem er nun schon seit zehn Jahren für ein paar Münzen spielt. Kreso mischt in seinem Streifen Rückblicke mit der jetzigen Situation des Musikers und mit seinen Träumen.

Diesem individuellen Blick auf das Schicksal eines Menschen in den Wirren der Geschichte steht die amerikanisch-britische Koproduktion »500 Jahre später« gegenüber, die fast Kinofilmlänge hat. Owen Alik Shahadah stellt sich darin die Frage, warum die Bevölkerung eines ganzen Kontinents 500 Jahre nach dem Beginn der Sklaverei noch immer in Rückständigkeit leben muss. In dem 102-minütigen Beitrag äußern sich namhafte Schwarze aus aller Welt.

Zwischen diesen beiden unterschiedlichen Arbeiten ist der nur fünfminütige iranische Experimentalfilm »Revolution« zu sehen, der ganz ohne Dialoge auskommt.

Im darauf folgenden Filmblock läuft ab 22.30 Uhr einer von fünf deutschen Beiträgen. »Papa Afrika« ist eine Dokumentation, die den Wurzeln in Deutschland lebender Afrikaner nachgeht. Otu Tetteh drehte dafür in Deutschland und in

Ghana, wohin er seinen Vater begleitete. Er sieht die durch den libe-rianischen Bürgerkrieg getrennte Familie zum ersten Mal, zeigt dabei Persönliches und erzählt von Hoffnungen, die einst auf dem Vater lasteten, als er nach Deutschland zum Studium geschickt wurde.

Dass mehr als 20 Filme aus den USA kommen, liegt nicht nur an den dort immer noch aktuellen Rassenproblemen, sondern auch an der Herkunft zweier noch aktiver Gründer des Fountainhead Tanz Theatre, Donald Muldrow Griffith und Gayle McKinney Griffith, beide Professoren für Tanz in Indiana.

Am Freitag und Sonntag ergänzen den Nachmittagsblock ab 17.30 Uhr zwei Geschichtsseminare über die Berlin Konferenz 1884-85, die die Aufteilung Afrikas unter den Kolonialmächten manifestierte.

Karten pro Block 6 Euro, Tageskarte 25-30 Euro, Festivalkarte 90 Euro. Tel. 88 91 59 98, www.black-international-cinema.com

Donnerstag

Freitag

Samstag

Sonntag

Montag

7

Kino Kiste → D3

15.30: Im Rennstall ist das Zebra los!
17.10: Der neunte Tag
19.00: 21.00: Die Grauzone

Kino Krokodil → A12

20.00: Frontromanz (OmU)
22.00: Bahnhof für zwei

Die Kurbel 1 → B8

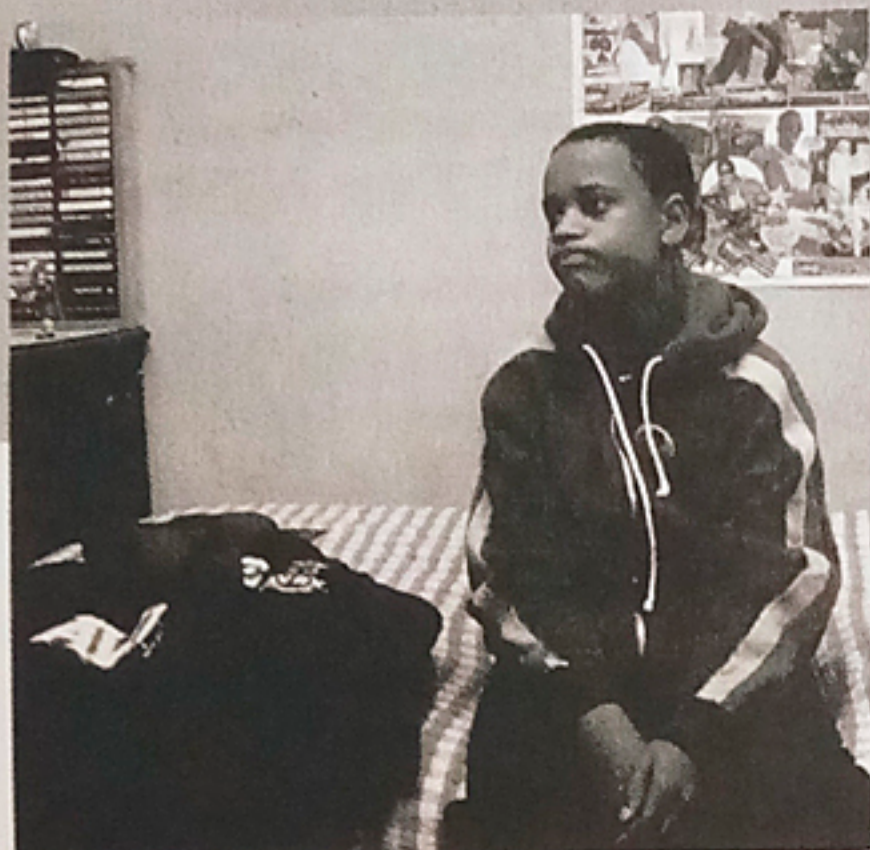
13.00: 15.15: Im Rennstall ist das Zebra los!
17.30: 20.00: 22.30: Hotel Ruanda

Die Kurbel 2 → B8

12.30: XX. Black International Cinema Berlin 2005: Stärker als die Angst (OmenglU, u.a.)
15.00: XX. Black International Cinema Berlin 2005: Rock the Paint (OF, u.a. Rubber Sole)
17.30: XX. Black International Cinema Berlin 2005: My Home Town Berlin Germany – A City Documentary (OF, u.a.)
20.00: XX. Black International Cinema Berlin 2005: Afroargentinian (OmenglU, u.a.)
22.30: XX. Black International Cinema Berlin 2005: Gomshodeh dar sharg – Lost in East (OmenglU, u.a.)
1.00: XX. Black International Cinema Berlin 2005: Ur4 Given (OF)

Die Kurbel 3 → B8

13.00: 18.00: Meine Frau, ihre Schwiegermutter und ich



Hautfarbe: schwarz

Kino Bis heute prägen Armut und Rassismus das Leben von Schwarzen in aller Welt. Dem widmet sich auch das Filmfestival **Black International Cinema Berlin 2005**, das in diesem Jahr sein 20-jähriges Jubiläum feiert. Dass es auch Grund für Optimismus gibt, demonstriert der heute gezeigte Nachmittagsfilm **Rubber Sole**, der eine selbstbewusste Generation, geprägt von Soul und Basketball, vorstellt.

Kurbel 15.00



Black Cinema

Afrikanische Biografien sind seit jeher eng mit Politik verknüpft. Bis heute prägen Armut, Migrationsdruck und Rassismus die Lebensbedingungen Schwarzer in aller Welt. Überlebenskämpfen widmet sich auch das Filmfestival **Black International Cinema**, das in diesem Jahr mit sehenswerten Dokumentationen sein 20-jähriges Jubiläum feiert. In „Stronger Than Fear“ etwa beleuchtet Ulrike Westermann das tragische Schicksal eines kameruner Jugendlichen, der als blinder Passagier den Fahrgastraum eines Flugzeugs besteigt; „A Killing in Choctaw“ wiederum beschreibt

das mörderische Treiben des Ku-Klux-Klans im US-amerikanischen Süden der 60er. Aber auch Optimistisches wird gezeigt: Das Selbstbewusstsein junger Generationen, geprägt von Soul und Basketball, macht „Rubber Sole“ (Foto, re.) zum leichtfüßigen Statement, während „The March, The Burden, The Desert, The Boredom, The Anger“ (Foto, li.) zufällig ausgesuchte Brüsseler bei ihrer ersten Filmproduktion begleitet.

⊕ **XX. Black International Cinema Berlin 2005** 5.-8.5., Kino Kurbel, Termine siehe Tagesprogramm und unter www.black-international-cinema.com



28.04. – 11.05
14 Tage Berlin & Potsdam

KINOPALÄSTE

KINOPALÄSTE

KINOTIPP



Foto: Black International Cinema

FILMFESTIVAL

5.-8.5., Die Kurbel

20. Black International Cinema

Ziel des *Black International Cinema Festivals* ist es, Aspekte afrikanischen Lebens in aller Herren Länder aufzuzeigen. So beschäftigt sich *500 Years Later* mit der Frage, was die Kolonialisierung Afrikas für schwarze Menschen heute bedeutet. *Ralph Bunche: A Black Scholar Investigates Colonialism* zeigt den Friedensnobelpreisträger von 1950 auf seinen Forschungsreisen durch den Schwarzen Kontinent. Eine sehr persönliche Reise zu den Wurzeln hält Regisseur Otu Tetteh in *Papa Afrika* fest: Zum ersten Mal reist Otu aus seiner Heimat Deutschland nach Ghana. HipHop und Soul geben den Ton in vielen Filmen des Festivals an. Im Spielfilm *Rock the Paint* ziehen die beiden weißen Brüder Josh und Tim in die raue Stadt Sewark um. Bei den schwarzen Jungs dort haben es die beiden nicht leicht. Der Kurzfilm *Rubber Soles* (Foto) zeigt das Dilemma eines Jungen, der sich zwischen seinen alten Soulplatten und einem Paar neuer Turnschuhe entscheiden muss. Zudem gibt es Filme aus Europa und Asien, die sich mit dem Leben von Immigranten beschäftigen. So porträtiert *Symphony for a Street Musician* einen bosnischen Straßenmusiker in Holland. Der iranische Spielfilm *Lost in East* zeigt die Odyssee eines Iraners türkischer Herkunft, der eine niederländische Frau in Teheran ausfindig machen muss. / Teresa Schomburg